Der illustrierte Sonntag

Nummer 32 — Sonntag, den 11. August 1940 — 9. Jahrgang

Eine Geschichte aus dem Egerland von Rudolf Witzany

Wie der Isentrager zu seinem Namen kam

Das Schwert hing an der Stirnseite der Bauernstube einsam und riesengroß an der Wand, just über dem geschnitzten Sessel, wo der Bauer Artur Isentrager seinen Sitz hatte. Die Sonne fand durch das Seitenfenster mit einem gelben Strahlenbündel auf die kahle Mauer Einlaß und sprang über die schartige, verrostete Klinge, daß sie darin golden erglomm. Weil nun aber solch ein Schwert an der Stirnwand einer Bauernstube immerhin eine verwunderliche Seltenheit ist — selbst im Egerland, wo noch manche uralte Höfe stehen —, mußte ich den Bauern danach fragen, welche Bewandtnis es mit dem ungefügen Eisen habe und wie es an die nackte Wand käme. Er müsse zugeben, meinte ich, daß dies doch ein recht ungewöhnlicher Schmuck für ein Bauernhaus sei.

Der Isentrager lächelte: „Ist auch nicht allweil hier gehangen. War vordem zuunterst in einer verstaubten Truhe verkramt, und als Bub habe ich es für ein verschollenes Spielzeug des Vaters genommen. Erst der Ahnl hat mir später einmal die Geschichte erzählt, und seitdem hängt das Stück in meiner Stube und soll da hängen bleiben, daß auch meine Buben immer wieder hinschauen mögen."

Nach dieser etwas umständlichen Einleitung holte er sein Hausbuch und wies mir eine Eintragung, die vielleicht von seinem Vater stammte, vielleicht auch erst von ihm selbst.

In dieser Geschichte war nämlich zu lesen, wie die Isentrager zu ihrem Namen gekommen waren:

Irgendwann in den wilden Zeitläuften, die wie hungrige Wölfe über das böhmische Land liefen, streiften die Kriegsknechte plündernd und sengend durch das Land an der Eger. Es war aus dem säuberlich gemalten Bericht nicht genau zu ersehen, ob es noch die hussitischen Horden gewesen oder vielleicht die Wallensteiner. Die Zeit der Ahnen hatte sich in der Rückschau der Enkel verschoben. Jedenfalls hatte es die Bauern in ihrem Dörflein nimmer ausgehalten und waren über das Moor gezogen, wo sie im Wald ihre Burg sahen. Da war nichts Sonderliches und mochte in solchen Zeiten öfter geschehen sein. Wird auch aus mancherlei Chroniken vermeldet.

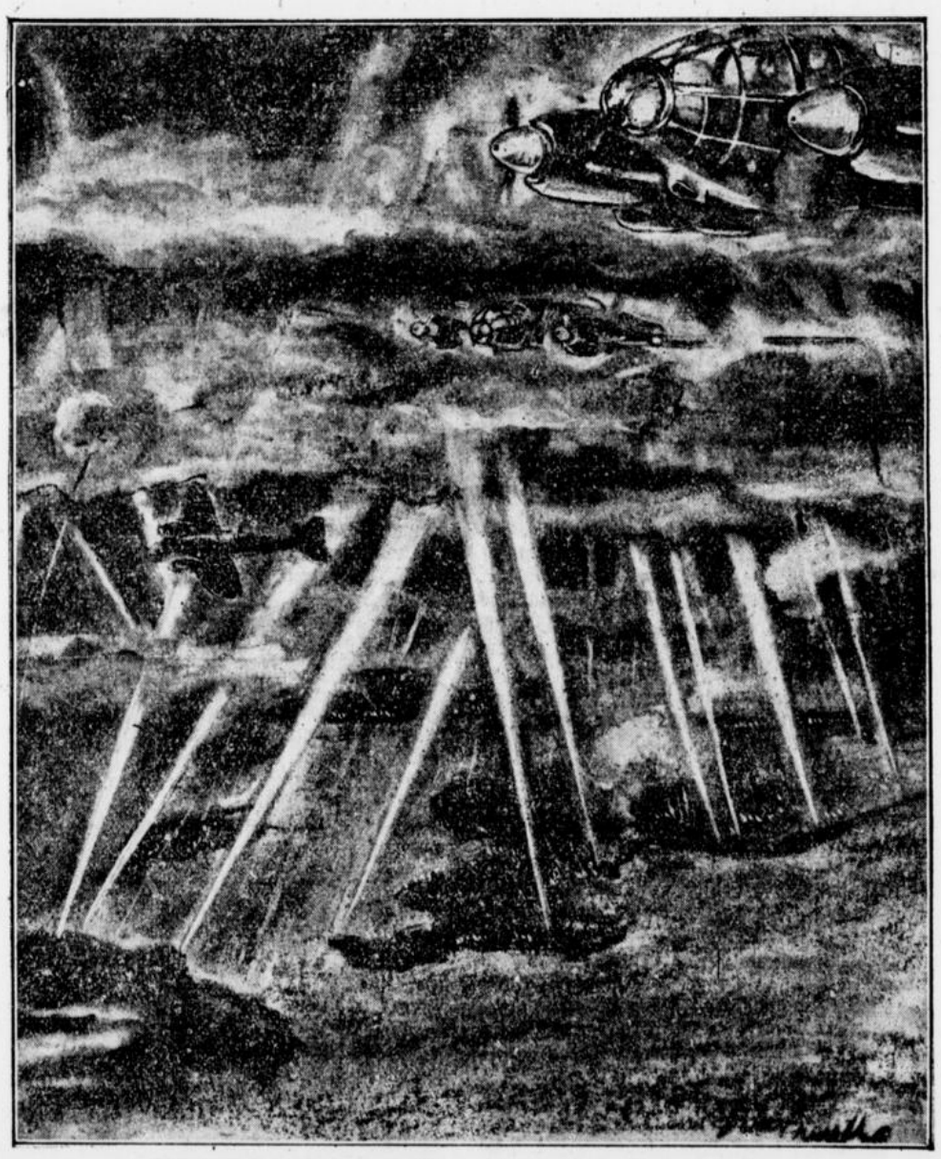
Das ging so lange, bis ein fahrender Haufe fremder Kriegsknechte auch das heimliche Versteck über dem Moor fand. Späher kündeten es den Bauern schon vordem, und weil die fremde Rotte im Bericht des Spähers zu einem starken Heer wurde, beschlossen die Bauern, wieder über das Moor zurückzugehen. Es wurde eine wilde Flucht, und damals geschah es, daß sich der eine Bauer — den sie nachher Isentrager nannten — dermaßen auszeichnete, daß ihn hernach das Dorf zum Ersten machte. Er riet ihnen, jeder möge ein paar Holzbretter mitschleppen für den Weg über das Moor. Sie waren auch alle einverstanden, aber dann machte sie ihr eigenes Gerede und ein Klirren hinter den Stauden kopfscheu. Irgend jemand hatte es gerufen: „Sie kommen." Kamen sie wirklich? Danach fragte keiner. Sie stolperten wild und gehetzt durch den strunkwirren Wald, und nach einem halben Stündlein warf der erste seine Latten keuchend von sich. „Verfluchtes Holz", fluchte er, „deinetwegen sollen mich die andern nicht erschlagen."

Die andern, die solches hörten, taten es dem einen gleich, und es half nichts, daß der Erste fluchte und bat, sie mögen nicht so töricht sein. Er trennte sich nicht von seinen ungefügen Brettern und schleppte sie treulich mit sich durch den dickichten Wald.

Mußte freilich auch ein Kerl danach gewesen sein, sonst hätte es nicht sein können, daß er gar nicht weiter hinter den anderen zum Moor kam, wo die Gejagten mit weißen Gesichtern den Weg von ehedem suchten und ihn nicht fanden. Ein breites, schilfiges Wiesenstück, ringsum mit freundlichen Birken gesäumt, durch deren Laub die Sonne gülden schimmerte. Gar nicht finster und drohend, wie ein Moor sonst aussieht. Und sie liefen hin und wider und wollten es umgehen. Aber dazu würde keine Zeit bleiben, wenn die Knechte wirklich hinter ihnen dreinritten. Sie schrien durcheinander, die Weiber lärmten am ärgsten, und der junge Pareit, der meinte, man müsse doch zumindest drüben die birkenbestandene Insel erreichen, tat tapfer einen Schritt auf das schwankende Schilf. Er brach ein, und sein Vater zerrte ihn mühsam heraus.

Da kam der Letzte; er trug die Bretter und stieß die anderen beiseite. Er schlug die Hölzer über das Moor, und einer nach dem andern wanderte hinüber. Muß ein seltsames Bild gewesen sein: Die keuchenden Münder, schweißnassen Stirnen und gehetzten Augen, die immer wieder in das Stangenholz spähten, ob die Rotte nicht schon aus dem Dickicht bräche.

So kamen sie wahrhaftig alle bis zu der Birkeninsel, wo die Rast sein sollte, und alle gingen über die Bretter des einen. Und eben, als sie sich verschnaufend anschickten, von dort die schwanke Brücke zu einem neuen, festen Erdbrocken zu schlagen, sprengten die Reisigen aus dem Tann. Sie



Nächtlicher Luftangriff auf britischen Kriegshafen

Durch einen Wald von Scheinwerfern und eine Wand von Flakgeschossen kehrten die erfolgreichen deutschen Flugzeuge vollzählig zurück (Zeichnung: PK.-Schimpke-Scherl M)

mußten die Bauern auf der Birkeninsel schon geschaut haben, denn mit wirrem Geschrei brachen sie durch die Uferstauden und ritten achtlos ins Moor, das sie nicht erkannt hatten.

Es war furchtbar: Das Schnauben und Wiehern der stampfenden Gäule, als der schwanke Boden barst und gluckend der braune Brei an ihren Beinen stieg. Die wilden Reiter sahen es mit Entsetzen, und sie begannen so jämmerlich um Hilfe zu heulen, daß sich die Bauernweiber auf der Birkeninsel die Ohren verhielten, derweil ihre Männer finster auf das gräßliche Schauspiel schauten.

Wie lange es dauerte, wußten die Männer auf der Insel nicht. Aber hernach wandte sich der eine von ihnen, der die Bretter getragen hatte, und machte den Weg noch einmal zurück zum Ufer. Aus dem wässrigen, zerrissenen Boden zerrte er die Waffen, die liegengeblieben waren. Darunter auch ein paar dieser riesigen Schwerter, die ein Mann nur mit beiden Fäusten regieren mochte. **So etwas hatte ihnen bislang gefehlt.**

Er kam zurück, und die anderen wichen scheu von ihm und besahen die Waffen, die er ihnen hinbot, und dann wieder ihre Hände. Endlich griffen die Jungen danach, und jedes Stück Eisen fand einen neuen Herrn. So trug auch der Isentrager außer seinem kurzen Bauernmesser den Bidenhänder auf der Schulter.

Sie wanderten weiter und kamen über das Moor: Ein trauriger, müder Zug mit krummen Rücken. Als sie ihr Dorf suchten, fanden sie hinter verwilderten Stauden verkohlte Trümmer. Da meinten ein paar, es hülfe nichts, man müsse in die Stadt gelangen. Dort sei man hinter den Wällen vor dem fahrenden Gesindel sicher. Langsam stimmten sie zu, und es muß sehr hart für sie gewesen sein. Immer wieder schauten sie verstohlen über die Schulter auf die geschwärzten Trümmer des zerstörten Dorfes.

Sie wanderten Tag und Nacht, bis die spitzen Türme der Stadt den Himmel trugen. Da lachten sie auf und dehnten die Arme. An einer Hand konnte man die Stunden zählen: Dann würden sie hinter den Wällen sein. Es konnte nichts mehr geschehen.

Sie, die im Leid ihr Herz verhärtet hatten, wurden in der Freude glücklich wie die Kinder. Und irgendeiner — keiner mochte nachher sagen, wer es gewesen war — warf sein ungefüges Eisen von sich. „Was soll der grobe Trumm", schalt er froh, „nun sind wir sicher." Und die andern taten es ihm gleich.

Nur der Isentrager hatte weiße Lippen. Er deutete auf das blinkende Eisen im feuchten Gras und reckte das Kinn gegen die Türme der Stadt. „Es ist noch ein weiter Weg bis dorthin."

Sie lachten ihn aus. „Deine Klugheit in Ehren, Eisenträger", meinten sie, und von da ab blieb ihm der Name „Eisenträger" — Isentrager. „Aber diesmal behalten wir recht."

Er stand mit schmalen Augen und schwieg. Und packte seinen Bidenhänder fester und wanderte als letzter hinter ihnen drein.

Alles ging gut. Aber ganz nah an der Stadt, als der Abend schon sank, begegnete ihnen ein Trupp verwegener Gesellen, die nicht auf der Straße kamen, sondern querfeldein durch die Stauden brachen. Sie hielten den Bauernzug an und maßen die Männer mit wägenden Blicken. Und dann kam es: Sie forderten die Habe der Müden.

Also gewöhnliche Strauchhähne! Die Bauern schauten zu Boden und sahen die schweren Waffen der andern und sahen die Pistolen. Da löste der junge Pareit zögernd seine Geldkatze vom Gürtel. Aber ehe der andere noch danach krallen konnte, geschah etwas, was niemand erwartet hatte. Die Bauern nicht und die andern auch nicht. Einer stand plötzlich ganz vorn und schwang mit beiden Händen ein grobes Schwert. Nicht kunstvoll und gewandt, wie es die Kriegsknechte taten, nein, wie man einen Dreschflegel dreht. Das Eisen blitzte wie ein funkelnder Fächer, und der mit den Pistolen brach gurgelnd vom Gaul. Der Isentrager sprang vor und reckte sich noch einmal, und sein Eisen zischte und schlug dumpf in den Leib des nächsten.

Die Knechte stoben davon. Vor Ueberraschung. Es war für sie ein Wunder, daß sie nicht fassen konnten. Mochte ihnen auch noch niemals begegnet sein.

Was noch? Die Bauern kamen in die Stadt. Mit heilen Knochen, und wenn man sie auch mürrisch grüßte als unwillkommenen Zuzug, sie schluckten es und waren froh. Aber der Isentrager wurde von den Rat geholt und mußte vor dem Stadtschreiber seine Geschichte vermelden. So kam sie zum erstenmal zu Papier. Und die späten Enkel des Mannes konnten sich dann aus dem schweinsledergebundenen Buch die seltsame Geschichte in ihr eigenes Hausbuch schreiben: Wie die Isentrager zu ihrem Namen kamen.

Ich schaute auf und sah das ungefüge Schwert mit dem zerbrochenen Griff und der rotschartigen Klinge. Und hernach das Gesicht des Bauern. Da wußte ich, das Eisen an der nackten Wand war kein leeres Zierstück. Es lebte! Und der Enkel — das konnte ich an seinen Augen sehen — war so wie sein Ahn einer von denen, die das Eisen nie aus der Hand legen würden vor Müdigkeit.

Ich sah die Sonne auf der alten Klinge: So hatte das alte Eisen an der Stirnwand der Stube seinen ordentlichen Platz!

..das muß uns genügen

Die Post ist da! — Die Männer, die noch eben
Auf krummen Stühlen müde eingenickt,
Beginnen plötzlich wieder aufzuleben:
„Gewiß hat sie mir einen Brief geschickt!"
Und wie ein Feuer springt's in's Dorf hinaus:
„Die Post ist da! Die Post ist angekommen!"
Da hält es keinen Landser mehr zu Haus,
Er hat die Beine in die Hand genommen.
Nun stehn sie alle um den Spieß herum,
Und der ruft grad den Namen: Meier III.
In ihren Blicken brennt die Frage stumm,
Ob auch für sie ein Gruß, ein Brief dabei!
Noch nicht! Noch immer nicht! O liebe Frau,
Ich schrieb dir jeden Tag doch ganz genau,
Nun möcht' ich gerne auch von dir was hören!
Du weißt es ja: ein Gruß von dir —
das ist wie Feiertag!
Die letzten Briefe sind's. Da mag
So mancher seine Hoffnung still zerstören.
Doch da! — Der allerletzte ist für dich,
Kamerad!
Die Hände, die ihn zag und scheu ergreifen,
Erbeben, da das Glück so plötzlich naht,
Indes die Augen in die Ferne schweifen . . .
Wohin — den Brief ganz ungestört zu lesen? —
Dort in der Ecke sieht man ihn nun kauern.
Ja, Liebe wird bei allem, was gewesen,
Den längsten noch der Kriege überdauern.
Und aus der Handschrift, aus den schlichten
Sätzen
Von Frau und Kind steigt still die Heimat auf.
Im Grunde weiß ein jeder hier zu schätzen,
Was ihm entriß der Zeiten strenger Lauf.
Wie war es schön! — Und doch, das Leben ist
so groß
In der Gewißheit, daß man eng verbunden
Nun in sich trägt des ganzen Volkes Los
In seinen guten, seinen bösen Stunden. —
Da sieht man auf den Knie'n den Landser
schreiben
Mit ungelenken, hart gefügten Zügen:
„Du liebe Frau! Ihr müßt gesund mir bleiben,
Ich bin es auch — und das muß uns genügen."

Wolfgang Jünemann.



Wenn jemand Goethe heißt...

Von Adolf Nowakowsky

Häufig hört man von jemand sagen, er habe einen Doppelgänger — womit die verblüffende äußere Aehnlichkeit zweier einander wildfremder Menschen bezeichnet werden soll. Eine Vielzahl von Erzählungen und Komödien bezieht aus solchen Irrtümern seit altersher einen ergiebigen Stoff. Man darf annehmen, daß es Sokrates ebenso wenig an einem „Double" fehlte, wie Cicero, Schiller ebensowenig wie Kant. Verwechselungen dieser Art pflegen zu allen Zeiten unliebsame Erscheinungen im Geleite zu haben. Aehnliche Aergerlichkeiten können aber auch geschehen, wenn man mit jemandem den gleichen Namen teilt, obendrein das gleiche Haus, die gleiche Straße bewohnt oder gar in den gleichen Diensträumen beschäftigt ist. Daß aber jemand, der, wie mein Freund, Johann Friedrich Goethe heißt und dessen Ahnen sich nicht mit denen des Dichters berühren, durch seinen Namen den Witz seiner Umwelt und manches Abenteuer herausfordert, ist zu ungewöhnlich, als daß es nicht von ihm selbst erzählt zu werden verlohnte:

Schon seit meiner Schulzeit bin ich meines Namens wegen das Ziel von mancherlei Scherzen und Witzen. Fast ebenso häufig bin ich das Opfer unangenehmer Zwischenfälle, und wenn ich einige davon erzähle, so tue ich es in dem schmerzlichen Bewußtsein, um wieviel angenehmer es ist, einen beliebigen Namen zu tragen. Stets, wenn ich jemand vorgestellt werde oder dies in einem Kreise fröhlicher Menschen geschieht, gibt mein Name Anlaß zu Bemerkungen, von denen keine mir mehr unbekannt ist.

„Darf ich Sie mit Herrn Goethe bekanntmachen? — Was würden Sie mir sagen, was würden Sie mir in diesem Augenblick wohl sagen können? Bliebe es doch dabei, daß Sie nur lächelten!

Da waren zunächst die Schulaufsätze. „Dein Name verpflichtet dich zu ganz besonders guten Arbeiten", pflegte mein Deutschlehrer zu sagen, wenn er mir das Heft zurückgab. Dann wußte ich, daß ich ein schwaches „Genügend" hatte. Fügte er jedoch hinzu: „Du solltest dich wirklich schämen", dann war mein Aufsatz mit „Mangelhaft" oder „Ungenügend„ zensiert. Das war auf Quarta. Ich empfand eine heftige Abneigung gegen den Mann, dessen Geschichte wir auswendig lernten; ich empfand ihn als Feind, und das führte mich dahin, ihn näher kennenzulernen. Der Bücherschrank meines Vaters bot mir dafür Gelegenheiten. Im Laufe eines Jahres kannte ich Goethe recht gut. Er war mein Freund geworden. Meine Aufsätze wurden die besten der Klasse.

Ich verließ die Schule mit der Absicht, Schriftsteller zu werden. Der Wille meines Vaters war aber stärker. So wurde ich Postbeamter. In meiner Freizeit aber bin ich, was ich werden wollte . .

An einem Montag um die Mittagszeit klopfte, während ich im Amtszimmer mit dienstlichen Eintragungen beschäftigt war, eine Dame mittleren Alters an das Schalterfenster. Bei unserem kleinen Postbetrieb waren die Schalter um diese Zeit für zwei Stunden geschlossen. Der Beamte hatte, wie es seine Pflicht war, beim Fortgehen Mappen und Stempel in den Schrank getan. Ich öffnete das Fenster und versuchte der Dame, die mir einen Einschreibebrief zureichte, klarzumachen, daß ich nicht befugt sei und auch nicht die Möglichkeit habe, den Brief versandfertig zu machen, und wies sie darauf hin, daß in den nächsten Stunden kein Zug unsern Stadt passiere, der den Brief mitnehmen könnte. Sie aber blieb — so sind Frauen manchmal — beharrlich bei ihrem Wunsche und bekam, als ich meine Erklärungen wiederholte, einen Wutanfall. Eine solche Unhöflichkeit sei ihr noch nicht vorgekommen, und sie werde sich bei der Postdirektion beschweren. „Wie ist Ihr Name, junger Mann?" fragte sie [illegible] antwortete gleichmütig: „Ich heiße Johann [illegible]drich Goethe."

Ich hätte es nie geahnt, welche Folgen die Nennung meines Namens hervorrufen sollte. Ob ich sie zum Narren halten wollte, rief mir die Dame zu, oder ob ich mir vielleicht einbilde, besonders witzig zu sein? Ob die Postverwaltung wohl überhaupt wisse, welch ein sauberes Früchtchen sie da im Dienst habe, das sich mit dem Publikum solche tollen Späße erlaube? —

Als ich im gleichen Jahre einer Kopfgrippe wegen ein Krankenhaus aufsuchen mußte, hielt man, nachdem ich meinen Namen genannt hatte, meine Krankheit für äußerst bedenklich und gab mir einen Einzelraum.

Ein andermal hatte ich das Pech, von einem Polizisten angehalten zu werden, als ich den Kraftwagen eines Fremden fuhr, dessen Nummerschild nicht beleuchtet war. Als er nach meinem Namen fragte, war ich nach den bereits gemachten Erfahrungen nahe daran, einen erfundenen anzugeben. Dennoch nannte ich den richtigen. Da sagte der Beamte: „Wenn Sie glauben, daß Sie bei mir Ihre schlechten Witze anbringen können, dann sind Sie im Irrtum, mein Herr!" — Dieser Freund übrigens war es auch, der mir einmal geraten hatte, einer ihm nahestehenden Zeitschrift einen Artikel vorzulegen. Nicht lange darauf erhielt ich meinen Aufsatz mit dem ermutigenden Schreiben zurück, in dem mir der Schriftleiter dringend nahelegt, doch ein anderes Pseudonym zu wählen, da das benutzte höchst ungeeignet sei.

Im Sommer vorigen Jahres waren meine Frau und ich spät abends mit dem Zuge nach G. gekommen und gingen ins erste beste Hotel der Stadt. Mit Ausnahme eines Handköfferchens, das ich trug, hatten wir kein Gepäck. Ich wünschte ein Zimmer mit zwei Betten und trug in das Fremdenbuch unsere wirklichen Namen ein: Johann Friedrich Goethe und Frau. Erst das Grinsen des Geschäftsführers machte mich argwöhnisch. Ich ließ meine Frau vorangehen und sagte dem Zweifler auf meinen Ausweis, er dürfte sich vielleicht entsinnen, daß des Dichters zweiter Vorname „Wolfgang" gelautet habe . . .

Zwei, die sich gut verstehen . . .

E. Hase-Wagenborg — M.

Die gute Nachbarschaft

Skizze von Bernhard Faust

Als der Maurermeister Müller das Haus baute, freute er sich, daß er hier oben am Berg allein wohnte, über der Stadt. Da sparte er den üblichen Gartenzaun sowohl nach der Straße, wie im Hinterland, und sein Junge, ein echter Trapper und Waldläufer, pirschte als unumschränkter Herr durch das Gebiet. Leider wurde das anders, als die Stadt eine Straße herauf baute, und es dauerte nicht lange, mußte er vorn einen Gartenzaun bauen, hübsch hoch aus Eisen, wie es dem Wert und Geschmack der Zeit entsprach.

Das beschränkte natürlich die Freiheit, immerhin war es die Gewähr und sichere Grenze für den eigenen Besitz. Dafür blieb hinterm Haus genug Raum und Ausdehnung, rechts beschützt von dem steil aufragenden Berg. Links lag als schöner Tummelplatz für den Jungen braches Bauland, und der Maurermeister Müller kam nicht einmal auf den Gedanken es zu kaufen, so gering schätzte er die Einöde ein, in die er sich zurückgezogen hatte. Alles drängte sich ja unten in die Stadt, wollte beisammenbleiben und suchte geradezu die Geselligkeit und Nähe der Nachbarn.

Das blieb einige Jahre, doch eines Morgens rieb er sich überrascht die Augen, als drüben auf dem Bauplatz Zimmerleute auftauchten und Baubuden errichteten; dann kamen Bauarbeiter und Maurer, steckten das Gelände ab und begannen den Grund auszugraben. In aller Heimlichkeit hatte den Platz eine Arztwitwe gekauft, eine vermögende Frau, die auch die Einsamkeit liebte, und daß sie es sozusagen über seinen Kopf hinwegtat, indem sie seine Konkurrenz mit dem Bau beauftragte, konnte er ihr nie vergessen und verzeihen.

Es mochte hingehen, und er hätte es gewiß mit der Zeit verschmerzt, aber zu allem Hohn bat ihn die Nachbarin brieflich, die Kosten zu einem Gartenzaun zu tragen, den sie ja nun an der gemeinsamen Grenze errichten müßten. Man kann sich die gerechte Entrüstung des Maurermeisters vorstellen, der damit sozusagen seiner Konkurrenz in die Tasche arbeitete. Es zeugte von einer geradezu kindlichen Vorstellung von der Welt, wenn ihm die Nachbarin diese Uneigennützigkeit zutraute.

Also weigerte er sich vorerst, dann begann der Prozeß, wonach er sich schließlich fügen mußte, und zuletzt zahlte er seine Hälfte vom Preis des Gartenzaunes. Ein hübsches, hohes Eisengitter, Stäbe, wie geschaffen zu einem Löwenkäfig, kam zwischen hüben und drüben, und um seine Meinung zu sagen, ließ es der Maurermeister auf seiner Seite mit mannshohen Brettern vernageln. Nun war man diesseits und jenseits endgültig für sich, zwei feindliche Nachbarn im ländlichen Frieden über der Stadt.

Fünfzehn Jahre währte dieser Belagerungszustand, man sah sich nicht und kannte sich nicht und alterte dabei. Der Junge wuchs inzwischen heran und zerriß sich nicht mehr die Hosen an dem verfluchten Eisenzaun, baute im Geschäft des Vaters nun selbst Häuser und Gartenzäune und lachte, wenn ihm die Eltern vorstellten, er möge darüber nicht sich selbst vergessen. „Da müssen erst die Zäune abgerissen werden", sagte er geheimnisvoll und nicht einmal die Mutter ahnte, was das womöglich zu bedeuten hätte.

Da brach der Krieg aus, und anstatt sich zwischen vier Grenzpfählen ein Heim zu bauen, mußte der Sohn hinaus, um die gemeinsame Grenze zu verteidigen. Ueberall regten sich daheim nun die Hände, um vor der Größe der Zeit zu bestehen, und so fielen auch die Eisenzäune, die verrosteten Zeugen einer vergangenen Herrlichkeit voll Eigensucht und Mißtrauen. Vor Ueberraschung stieß der Maurermeister einen Fluch aus, als eine alte, ehrwürdige Dame über den Gartenzaun blickte und ihm zurief, nun müsse man allen Hader begraben und die alten Zäune niederbrechen.

„Meinetwegen", brummte der Maurermeister, durch den Gedanken an seinen Sohn halb versöhnt, „ich schicke morgen meine Leute, die mögen das rostige Gerümpel abschweißen."

„Und ich werde die Arbeit bezahlen", sagte die alte ehrwürdige Dame. „Schließlich bin ich ja der ungewollte Anlaß zu diesem Gartenzaunhader gewesen."

An dem Tag, als das Eisengitter fiel und die Bretter eingerissen wurden, kam der Sohn des Maurermeisters auf Urlaub. Fröhlich klopfte er dem Vater auf die Schulter und sagte:

„Vielen Dank, Vater, nun brauche ich wenigstens nicht übersteigen."

Verdutzt blickte ihn der Maurermeister an, und die Frage, die ihm auf den Lippen schwebte, flutete wieder zum Herzen zurück.

„Drüben wohnt nämlich meine Braut", sagte der Sohn, „und du kannst dir denken, was für ein Hindernis der Zaun zwischen euch für unsere Heirat war."

„Ei verflucht!" knurrte der Alte und stieß vor Uebermut den letzten Eisenpfosten um. „Das war höchste Zeit!" . . ."

Humor

Ein Stabsarzt war in der ganzen Flotte gefürchtet und unbeliebt, weil er das Seewasser als Heilmittel propagierte und den Matrosen bei jeder möglichen Gelegenheit einen Trank Seewasser verordnete. Eines Tages ertönte auf dem Schiff, auf das der Stabsarzt damals gerade kommandiert war, der Alarmruf: „Mann über Bord!"

„Was ist los?" fragte der Kommandant, der sofort auf der Brücke erschien.

„Herr Kapitän", meldete eifrig ein Matrose, „der Herr Stabsarzt ist in seine Arznei gefallen."

Sicher ist sicher

„Herr Professor", sagte die Haushälterin, „nehmen Sie einen Schirm mit, es zieht sich im Osten ein Unwetter zusammen!"

„Geben Sie mir lieber zwei Schirme, im Süden sieht es auch nach Regen aus!"

*

Fräulein Eva winkt eine Taxe herbei: „Halt Schoffför, sind Sie frei?"

„Ja!"

„Dann fahren Sie mich doch schnell zum Standesamt!"

„Na, so frei bin ich nun gerade nicht . . .!"

*

„Nehmen Sie doch diese junge Dame!" riet der Heiratsvermittler dem Ehestandskandidaten, „diese Partie ich lohnend, das Mädchen ist schwer-reich, und der Vater schon seit langem tot."

„Nanu", staunt der junge Mann, „ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Vater seit fünf Jahren im Gefängnis sitzt . . .?"

Da meint der Heiratsvermittler mit mitleidigem Lächeln: „Naja, aber ich frage Sie: ist das ein Leben?!!"

*

Grünhorn ging mit einer blonden Maid spazieren. Nachdem beide stundenlang durch den einsamen Wald stolziert waren, sagt schließlich Grünhorn zu seiner Begleiterin: „So, Fräulein Bussel, hier ist eine herrliche Wiese! Wollen wir uns hier nicht ein wenig lagern?"

„Von mir aus!" sagt darauf die Maid. „Ich muß ja heute sowieso noch zum Friseur!"

Der illustrierte Sonntag
Verlag: C. Jos. Laumanns. Hauptschriftleiter: Emil Reuber. Verlagsleiter: Fr. Karl Laumanns. Anzeigenleiter: Herm. Schlepphorst, alle in Lippstadt. Anzeigenpreis: 8 Pfennig pro 46 mm breite Anzeigenspalte. — Anzeigenpreisliste Nr. 3



Eine der ersten Maßnahmen bei Brandgefahr: Das Vieh muß aus den Stallungen geholt werden

Suche zu sofort od. 1. Sept.
junges Mädchen
für Haus und Garten.
Frau von Kleinsorgen, Haus Brockhausen über Soest.

Des Alleinseins müde
den richtigen Partner oder die richtige Partnerin suchen durch ein Zeitungsinserat im „Illustrierten Sonntag".



Baldur von